

Dekonstruktion der Kategorie "Geschlecht" in der Sozialarbeit

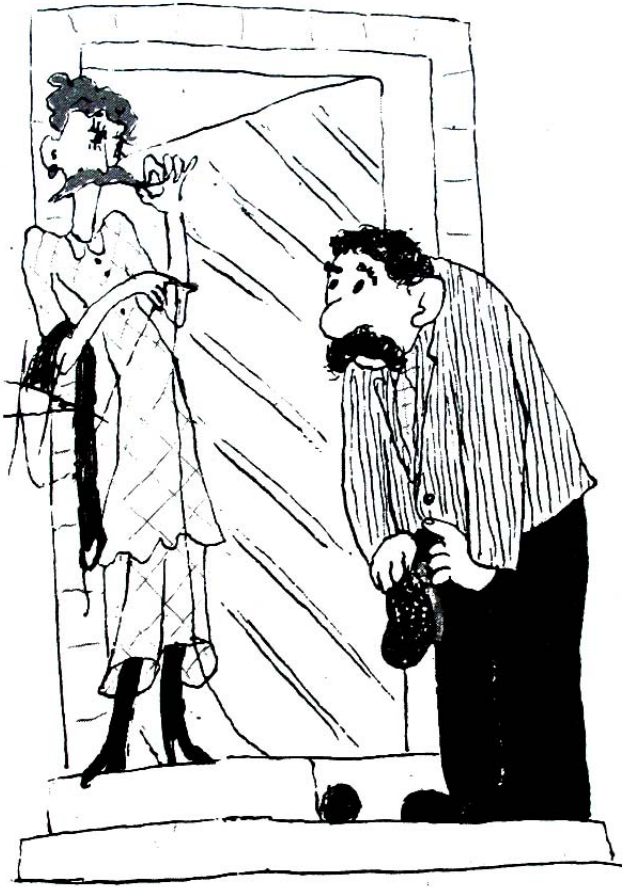
von Xenia Bade

Prüferin und Prüfer:
Anne Dudeck
Dierk Trempler

Leuphana Universität Lüneburg
Fachbereich Sozialwesen
Rotenbleicher Weg 67
21335 Lüneburg

Lernbereich III
Hauptstudium
Sommersemester 2007/08

META MORFOß



Und noch desselbigen Tages, nachdem er sich gewaschen und zwei Stullen gegessen hatte, ging Herr Karsunke zum Haus der Familie Morfoß und läutete an der Tür. Die Tante öffnete ihm.

„Karsunke“, sagte der Müllmann mit einer Verbeugung.

„Maffrodit“, stellte sich die Tante ihrerseits vor.

„Nun“, sagte der Müllmann, „um ein Wort von Mann zu Mann zu reden...“

„Von Mann zu Frau“, unterbrach ihn die Tante und zwirbelte ihren Schnurrbart.

„Entschuldigen Sie, Frau Maffrodit“, sagte der Müllmann.

„Herr Maffrodit bitte“, verbesserte ihn die Tante.

„Also Herr Maffrodit“, sagte der Müllmann, „von Mann zu Frau, oder sagen wir vielleicht lieber: ganz unter uns zwei beiden...“

(aus: *Meta Morfoß und Ein Märchen für Claudias Puppe* von Peter Hacks, Illustration von Gisela Neumann, Der Kinderbuchverlag Berlin, 1975.)

(gefunden in: *polymorph 2002*: S. 43)

Gliederung:

1. Einleitung	4
<hr/>	
2. Konstruktion der Kategorie „Geschlecht“	6
<hr/>	
2.1 Geschlechtsspezifische Zuschreibungen	7
2.2 Entwicklung der eigenen Geschlechtsidentität	8
2.2.1 Erste Lebensjahre	9
2.2.2 Grundschulalter	11
2.2.3 Jugend	12
2.2.4 Beruf	13
2.2.5 Sexualität	13
2.3 Historische Entstehung der Zweigeschlechtlichkeit	14
<hr/>	
3. Dekonstruktion der Kategorie „Geschlecht“	16
<hr/>	
3.1 Dethematisierung von Geschlecht	17
3.2 Drei und mehr Geschlechter?	17
3.3 Stolpersteine des Zweigeschlechtersystems	18
3.3.1 Intersexualität	18
3.3.2 Transgenderismus	20
3.3.3 Transsexualität	21
3.3.4 Travestie/ Drag	22
3.3.5 Metrosexualität	24
3.3.6 Female Masculinities	25
3.3.7 Androgynität	25
<hr/>	
4. Dekonstruktion in der Sozialarbeit – Ansätze von Konzepten und Methoden	27
<hr/>	
4.1 Konzepte	28
4.1.1 Diversity im Kindergarten	29
4.1.2 Schulunterricht	30
4.1.3 Queere Sexualpädagogik	31
4.2 Methoden	33
4.2.1 Diskussionen über Geschlechterstereotypen	34
4.2.2 Schimpfwörter-ABC	35
4.2.3 Gesprächsrunde über Sexismus	35
4.2.4 Biographiekurve	35
4.2.5 Rollenspiel	36
4.2.6 Fragestunde	36
<hr/>	
5. Schlusswort	37
<hr/>	
Literaturverzeichnis	39
<hr/>	

1. Einleitung

In unserer Gesellschaft existieren Frauen und Männer und beide Geschlechter werden deutlich voneinander unterschieden. Mit dieser Unterscheidbarkeit geht ihre spezifische Anordnung im Sozialsystem einher. Die Kategorie Geschlecht fungiert als Strukturierungs- und Ordnungssystem, das Männern und Frauen einen spezifischen Platz in der Gesellschaft zuweist und diese unter dem Geschlechteraspekt organisiert. Diese Zuweisungen und Organisationen beruhen auf Alltagstheorien und Grundannahmen der „natürlichen“ Zweigeschlechtlichkeit. Jeder wird geschlechtlich erfasst, niemand kann sich der strikt binären Klassifikation entziehen, dem rigorosen „Entweder-Oder“. Es gilt die Regel der Unvereinbarkeit und Unveränderbarkeit: Jeder muss jederzeit männlich oder weiblich sein (vgl. *Gildemeister 1992: S. 160*). Auskunft darüber, ob wir eine Frau oder einen Mann vor uns haben, können die leibliche Erscheinung, Gestalt und Bewegung, Gestik und Mienenspiel, Kleidung, Frisur, Schmuck, Stimme, Name, Beruf, Fähigkeiten, Eigenschaften oder sogar die Schrift geben (vgl. *Gildemeister 1992: S. 162*). Das Geschlecht eines Menschen ist „offensichtlich“ und diese Offensichtlichkeit ist ein guter Grund, daran zu glauben, dass alle Menschen dem einen oder anderen Geschlecht angehören (vgl. *Hirschauer 1999: S. 25*). Die Geschlechter gelten als eine Art „soziale Superstruktur“ (vgl. *Gildemeister 1992: S. 160*). Diese Konstruktion der Kategorie Geschlecht, also das vorherrschende Alltagsverständnis um Geschlechterstereotype, deren Verinnerlichung (Geschlechtssozialisation) und die historische Entstehung des Systems der Zweigeschlechtlichkeit, stelle ich in **Punkt 2** näher dar.

Wer nicht Frau ist, ist Mann. Wer nicht Mann ist, ist Frau. Oder? Warum bestimmt das biologische Geschlecht automatisch über das soziale? Wer hat das eigentlich festgelegt? Und wen stört das? Könnte man daran etwas ändern -.wollte man das überhaupt? In **Punkt 3** versuche ich, Zugang zu diesen und weiteren Fragen zu finden. Nachdem es in Punkt 2 um die Konstruktion von Geschlecht ging, geht es in Punkt 3 um Dekonstruktion dieser Kategorie. Hier nähere ich mich dem Thema an, erläutere die Frage, ob die Einführung eines „Drittes Geschlechts“ sinnvoll wäre und stelle Lebensformen dar, die konträr zum System der Zweigeschlechtlichkeit stehen.

In **Punkt 4** beschreibe ich Möglichkeiten, wie ein solch abstraktes Unterfangen wie Dekonstruktion in der Sozialpädagogik aufgegriffen werden kann. Hierzu stelle ich exemplarisch Konzepte unterschiedlicher Handlungsfelder sowie einzelne Methoden vor.

Als ich erstmalig auf Judith Butler stieß, dachte ich, sie wäre Feministin und ich wählte sie zum Lesen aus, nur weil mir ihr Name gut gefiel. Das war mein Einstieg in dekonstruktive Diskussionen und das Meiste, was ich las, was ich seither sah und was mir erzählt wurde, gibt meinen eigenen Gefühlen und Standpunkten erstmalig ein Forum. Riki Wilchins, Geschäftsführerin der Organisation *Gender Public Advocacy Coalition (GenderPAC)*, beschreibt in der Einleitung ihres Buches *Gender Theory* (2006) ihre Zielgruppe wie folgt: *„Wenn du also jemals mit den Normen Maskulinität und Femininität gekämpft hast, wenn du dich jemals gefragt hast, warum von dir erwartet wird, dort hineinzupassen, wenn du dich nicht immer wie ein „echter Mann“ oder eine „echte Frau“ fühlst [...], wenn du jemals gehänselt wurdest, weil du „wie ein Mädchen wirfst“ oder „ein kleiner Wildfang“ bist [...] – dann ist dieses Buch für dich. Dieses Buch ist aber auch für dich, wenn du dich jemals gefragt hast, ob es eine andere Form gibt, Mensch zu sein. Und falls du eine/r dieser seltenen LeserInnen bist, die sich niemals solche Fragen gestellt haben, keine Sorge. Nachdem du dieses Buch gelesen hast, wirst du es tun“ (Wilchins 2006: S. 14f).*

Jedoch möchte ich mich in dieser Hausarbeit keiner Ideologie unterwerfen. Trotzdem ich von der Grundidee überzeugt bin, habe ich auch Kritik und bleibe widersprüchlich. Hierauf komme ich in **Punkt 5**, meinem Schlusswort, zurück.

2. Konstruktion der Kategorie „Geschlecht“

Um in Punkt 3 von Dekonstruktion sprechen zu können, müssen wir zuerst die Konstruktion betrachten, also die alltagstheoretische Grundannahme, dass die Existenz von zwei und nur zwei Geschlechtern eine Naturtatsache ist.

Dabei gilt dies als nicht weiter erklärungsbedürftig, Zweigeschlechtlichkeit wird als scheinbar objektive Tatsache durch die Biologie anerkannt. Selbst dort, wo das „Geschlecht“ als das Ergebnis von sozialer Prägung betrachtet wird, wird der Geschlechtsunterschied auf Grundlage des biologischen Unterschieds getroffen. Dabei wird ein Geschlecht gerade häufig nicht an den primären oder sekundären Geschlechtsmerkmalen festgemacht, sondern an anderen Informationen wie Gang, Stimme, Mimik, Körperhaltung und Ausstrahlung. Insbesondere Kleidung und Schmuck haben hier ein großes Sozialisationspotential. So tragen immer noch nur Frauen zum Beispiel Röcke und oder Perlenschmuck. Frauen und Männer sind also Natur *und* Kultur. In der wechselseitigen Wirkung beider werden Frauen und Männer als solche erst „hergestellt“ oder „geschaffen“. *„Leiblichkeit und Geschlechtlichkeit sind Ergebnisse sozialer, kultureller Prozesse auf der Grundlage symbolvermittelter sozialer Interaktion und kultureller und institutioneller Ablagerung und Verfestigung.“* (Frank 1997: Kapitel 1).

Das heißt, dass auch die vermeintlichen Folgen und Zuschreibungen von Zweigeschlechtlichkeit Ergebnisse sozialer Konstruktionen sind. "Geschlecht" und gegensätzliche Zweigeschlechtlichkeit wird also erst im alltäglichen sozialen Leben und im Dialog mit anderen konstruiert (vgl. Frank 1997: Kapitel 1).

Wir sprechen hier also von einem kulturellen, sozialen Geschlecht und einem biologischen, körperlichen. Ende der 60er Jahre wurde in der US-feministischen Debatte eine theoretische Konzeption von „sex“ als biologischem Geschlecht und „gender“ als kulturellem Geschlecht entwickelt. Gender bezeichnet die soziale Geschlechtsrolle (gender role), die sozialen Geschlechtsmerkmale, also alles, was in einer Kultur als typisch für ein bestimmtes Geschlecht angesehen wird, wie zum Beispiel Verhalten, Kleidung und Beruf. Dieses System bildete die Gegenposition zu

der Annahme, dass das kulturelle Geschlecht mit all seinen Zuschreibungen aus einer natürlichen biologischen und grundlegenden Unterscheidung zwischen Mann und Frau hervorgeht. 1975 wurde das Sex/Gender-System von Gayle Rubin als Organisationsprinzip der Gesellschaft analysiert (vgl. *Wartenpfehl 2000: S. 18*).

Wie der Sozialisationsprozess die eigene geschlechtliche Selbstwahrnehmung beeinflusst, soll im Folgenden erläutert werden:

2.1 Geschlechtsspezifische Zuschreibungen

Die konventionellen Vorstellungen dessen, wie ein „richtiger Mann“ und wie eine „richtige Frau“ zu sein hat, sind uns immer noch vertraut. Auch wenn sie einem historischen Wandel unterworfen sind, halten sie sich hartnäckig. Hosen indizieren heute keine besondere Männlichkeit mehr. Röcke, Spitzenunterwäsche, Seidenstrümpfe und hohe Absätze aber nach wie vor Weiblichkeit (vgl. *Kotthoff 2001: S. 4*).

Die gegenwärtigen sozialen Rollen definieren Männlichkeit und Weiblichkeit als geschlechtsspezifische Gegensätze: Das konventionelle männliche Ich gilt häufig immer noch als zäh, stark, unabhängig, realistisch, rational, selbstsicher, oberflächlich, unnahbar, herrschend, bestimmend und gefühllos.

Das weibliche Ego dagegen gilt als weich, zärtlich, sanft, schwach, passiv, abhängig, intuitiv, empfindsam, emotional, redselig, fürsorglich und mütterlich (vgl. *Frank 1997: Kapitel 1*). „Der“ Mann lebt von seinem Tun, seiner Leistung. „Die“ Frau von ihrem Sein, ihrer Natur und nicht zuletzt ihrer Geschlechtsrolle. Traditionell wird Männern der öffentliche Bereich zugeschrieben sowie die Bereiche Markt, Konkurrenz, Macht, Arbeit, Politik und Anonymität.

„Die traditionelle Frau“ hingegen gehört nach diesem Ansatz in das Innere und Private einer Familie. Dabei wird ihre familiäre Rolle nicht als eigene ernst zunehmende Aktivität wertgeschätzt, sondern vor allem als aufopfernde, geduldig hinnehmende und natürliche Liebe gesehen. Sie ist für andere, für den Mann, für die Kinder da. Sie bestimmt als liebende Mutter die Familienatmosphäre und kompensiert die Anstrengungen des Mannes in der „äußeren“ Welt.

Nach traditionellen Maßstäben, die von Männern gesetzt wurden und werden (*vgl. Mühlen Achs 1993: S. 33*), ist es umso wünschenswerter, je maskuliner der Mann und je femininer die Frau ist. Eine Angepasstheit an diese Normen gilt unter dieser Wertvorstellung als Zeichen für Gesundheit und Einfügung, während zu große Abweichungen als Ausdruck von „Nicht-Normal-Sein“ oder gar als pathologisch betrachtet werden (*vgl. Johnson/ Masters 1990: S. 211f*). Zum Beispiel Männern, die sich weigern, mit anderen zu konkurrieren, und sich für größere emotionale Offenheit entscheiden, wird zudem oft auch eine homosexuelle Orientierung zugeschrieben. Genau wie einigen Frauen, die dominant auftreten und beruflich erfolgreich sind, gerade wenn dieser Beruf als für Frauen untypisch gilt. In der Tat ist für einige Lesben und Schwule Homosexualität nicht nur eine sexuelle Option, sondern eine klare Entscheidung, ein Leben nach einem weniger starken Reglement der Geschlechterrollen zu führen. Die Angst gerade von vielen Jungen und jungen Männern, als „schwul“ bezeichnet zu werden, reicht aus, um zu gewährleisten, dass sie feminine Züge, zumindest in der Öffentlichkeit, fest im Griff haben (*vgl. Frank 1997: Kapitel 1*).

Die traditionelle wissenschaftliche Forschung betrachtete Männlichkeit und Weiblichkeit als Gegensätze und nahm an, dass ein Mann, der über ein hohes Maß an der seinem Geschlecht zugeordneten Eigenschaften verfügt, umso weniger feminine Merkmale aufweisen müsste. Heute sehen Wissenschaftler in Weiblichkeit und Männlichkeit keine Antithesen mehr, sondern vielmehr als voneinander unabhängige Wesensmerkmale, die graduell verschieden in jedem Menschen vorhanden sind (*vgl. Johnson/ Masters 1990: S. 211f*).

2.2 Entwicklung der eigenen Geschlechtsidentität

Sozialisation meint den lebenslangen Prozess der stetigen Anpassung eines Individuums an die Normen und typischen Verhaltensweisen einer bestimmten Gesellschaft oder Gesellschaftsschicht, den Prozess der Entstehung und Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit. Ziel der Sozialisation ist der Ersatz äußerer Anweisungen durch innere Kontrollen und so die Herausbildung einer sozial handlungsfähigen Persönlichkeit. Als Sozialisationsinstanzen werden alle

gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen wie Familie, peer-groups, Schule, Beruf und Massenmedien bezeichnet, die Sozialisationsprozesse in Gang setzen und beeinflussen und damit bestimmte Normen, Wertvorstellungen und Verhaltensweisen vermitteln (vgl. *Schüler Duden Psychologie 1996: Sozialisation, S. 380f*).

Für die geschlechtsspezifische Sozialisation bedeutet dies, dass sich Mädchen und Jungen, Frauen und Männer in den einzelnen Entwicklungsstadien ihrer Ontogenese aktiv gesellschaftliche Produkte aneignen und so bevorzugt die ihrem Geschlecht zugesprochenen Fähigkeiten und Eigenschaften entwickeln (vgl. *Scheu 1977: S. 116ff*). Simone de Beauvoir hat nicht nur mit ihrem Ausspruch „*Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es*“ (*de Beauvoir 1986: S. 265*) einen Denkanstoß für die frauenfeindliche Sozialisation im Patriarchat gegeben.

Die Frage, ob die Sozialisation oder die Biologie mehr zur Frau- bzw. Mann-Werdung beiträgt, ist nicht zu beantworten, da sich Biologie und Soziologie gegenseitig beeinflussen und miteinander verschmelzen (vgl. *Krüll 1989: S. 19*). Da weder Gene noch Hormone ihre Wirkung unabhängig von Umwelteinflüssen entfalten, ist die Frage, welcher Bestandteil des Verhaltens biologisch bedingt ist, nach dem momentanen Stand der Wissenschaft nicht beantwortbar. Hilge Landweer und Mechthild Rumpf behaupten dazu: „*Alles ist Kultur - inklusive der Biologie.*“ (*Landweer/ Rumpf 1993: S. 19*).

Von diesem Ansatz ausgehend zeige ich im Folgenden auf, wie Menschen von klein auf ihre geschlechtliche Rolle lernen.

2.2.1 Erste Lebensjahre

Bereits vor der Geburt gibt es viele Spekulationen und Mutmaßungen, ob es nun ein Mädchen oder ein Junge wird. Und diese fallen oftmals zugunsten männlicher Nachkommen aus. In der Vorstellung, das ungeborene Kind würde ein Mädchen oder ein Junge, haben Menschen eine ungefähre Vorstellung davon, wie das Leben des Kindes verlaufen wird. Ein Junge würde das aufregendere Leben führen, ein sportlicher und unabhängiger Erfolgstyp sein. Ein Mädchen sollte schön, warmherzig und vielleicht künstlerisch sein als Voraussetzung für eine gute Heirat (vgl. *Johnson/ Masters 1990: S. 211f*).

„Es ist ein Mädchen!“ bzw. „Es ist ein Junge!“ ist der Satz der Hebamme (bzw. des Entbindungspflegers), mit dem die lange Reise der geschlechtsspezifischen Sozialisation beginnt (vgl. Scheu 1977: S. 116ff). Diesem einen Satz schließt sich eine ganze Kette zwanghafter Folgeereignisse an. Er entscheidet, ob das Kind ein rosafarbenes oder hellblaues Identifikationsband bekommt, welchen Namen man ihm gibt, welche Kleidung man ihm aussucht, wie das Kinderzimmer eingerichtet und gestaltet wird und so weiter (vgl. Johnson/ Masters 1990: S. 212).

Geschlechtsspezifische Erwartungen an Kinder führen dazu, dass Erwachsene ihnen mit unterschiedlichen Anforderungen und Behandlungen begegnen, die Kinder geschlechtsspezifisch unterschiedliche Erfahrungen machen lassen. Auch Eltern, die bewusst versuchen oder davon ausgehen, keine unterschiedlichen Erziehungsideale zu haben, entgehen diesem Phänomen nicht (vgl. Scheu 1977: S. 122ff).

Im Rahmen verschiedener Studien beschrieben Eltern von Neugeborenen ihre Töchter als weicher, kleiner, mit feineren Gesichtszügen und weniger aktiv als ihre Söhne, obgleich Ärzte keinerlei objektive Unterschiede im Aussehen oder dem Aktivitätsgrad feststellen konnten.

In den ersten Lebensjahren erfahren männliche Kinder mehr Körperkontakt von der Mutter als weibliche Kinder, mit denen aber mehr gesprochen wird und die öfter und länger betrachtet werden. Schon hier werden unbewusst Jungen in ihrer körperlichen, Mädchen hingegen in ihrer verbalen Aktivität bestärkt.

Eltern reagieren schneller auf das Schreien eines kleinen Mädchens und lassen Jungen mehr Raum bei ihren Erkundungstreifzügen, lassen es zum Beispiel zu, dass er sich weiter entfernt und dass er längere Zeit allein ist. So lernt ein Junge, unabhängig und mutig zu sein, ein Mädchen allerdings Abhängigkeit und Passivität.

Im dritten und vierten Lebensjahr entwickeln Kinder ein Bewusstsein für Geschlechtsrollen. Sie fangen an, Gegenstände und Verhaltensweisen „Mädchen“ oder „Jungen“ zuzuschreiben. Mit ungefähr drei Jahren scheinen Kinder dann ihre eigene Geschlechtsidentität im Kern zu festigen: Sie „wissen“ nun, dass sie ein Mädchen oder aber ein Junge sind.

Die „Hauptaufgabe“ eines kleinen Kindes ist das Spiel. Und immer noch zeigen sich beim Spielzeug von Mädchen und Jungen deutliche Unterschiede. Werbung, die Jungen erreichen soll, zeigt unter anderem Fahrzeuge in sämtlichen Variationen und

Spielzeuge rund um das Thema „Kämpfen“ – von Waffen bis zu Action-Figuren. Werbung, die Mädchen erreichen soll, greift oft Rollenspiele auf und vermarktet dazugehörige Utensilien, die immer noch oftmals einer „heimorientierten“ Thematik angehören, wie Küchen-Geräte, immer realistischere Säuglingspuppen und kleine Haushalte wie von Playmobil, Polly Pocket oder Barbie. Immer öfter kommt ein Spielzeug in zwei Fassungen auf den Markt. Zum Beispiel wird ein Fahrrad für Jungen als „wild“ und „schnell“ beschrieben, während das Mädchen-Modell (gerne in rosa oder pink) niedliche Accessoires aufweist und als besonders „sicher“ angepriesen wird (vgl. *Johnson/ Masters 1990: S. 212ff*).

Das Fernsehen spielt auch unabhängig von den Werbeblöcken eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der geschlechtsspezifischen Sozialisation. Helden sind zum Beispiel überwiegend männlich. Während gutes Aussehen bei diesen nicht weiter wichtig ist, erstrahlen die wenigen weiblichen Heldinnen in strahlender Schönheit (She-Ra, Tomb Raider,...). Auch in der relativ „neuen“ Tendenz, Mädchen im Fernsehen auch als kleine Wildfänge darzustellen, wird nicht vergessen, sie dennoch als im Grunde „innerlich zerbrechlich“ darzustellen und oftmals noch eine Liebesgeschichte am Ende einzubauen. Das Wildfang-Stadium wird bei Mädchen als eine Übergangsstufe zur „alten“ Rollenverteilung gesehen (vgl. *Johnson/ Masters 1990: S. 216*).

2.2.2 Grundschulalter

Im Gegensatz zum Vorschulalter stehen Kinder im Schulalter unter einer gewissen Beobachtung ihrer Mitschülerinnen und Mitschüler. Diese nehmen wahr, was und wie ein Kind spielt. Hat dieses Kind nun eine Vorliebe für Spiele, die dem anderen Geschlecht zugeordnet sind, fällt dies auf und es gilt als „sonderbar“ und wird Zielscheibe grober Hänseleien. Die Motivation, so sein zu wollen wie „alle anderen“ um Freunde und Anerkennung zu finden, ist aber meist so stark, dass sich das Kind Mühe geben wird, sich von seinem Muster unabhängig zu machen und den Anforderungen zu genügen.

In der Schule werden immer noch überraschend viele sexuelle Rollenklischees erfüllt. Im Unterricht zeigt sich ein von Männern beherrschtes Weltbild durch fast

ausschließlich männliche Schriftsteller, Forscher, Künstler und wichtige Personen der Geschichte.

In diesem Alter sind Kinder besonders aufmerksam und wissbegierig. Aus der Werbung lernen sie, dass Frauen wichtige Entscheidungen zu treffen haben, wie zum Beispiel, mit welchem Mittel die Geschirrspülmaschine nicht verkalkt (und wie sie so um ihren Nachbarn werben können), welche Süßigkeit für ihre Kinder die Beste ist und mit welcher Wurst sie der Gesundheit ihres Mannes etwas Gutes tun. Männer sind zum Beispiel die Zielgruppe von Bier-Werbungen, obwohl Bier längst kein typisches „Männer-Getränk“ mehr ist. Männer treten in der Werbung noch vorrangig in Verbindung mit Autos auf, in führenden Positionen oder besonders imposanten Berufen wie dem des Rechtsanwaltes, des Arztes, des Sportlers oder des Detektivs (vgl. *Johnson/ Masters 1990: S. 216ff*).

2.2.3 Jugend

Eine geschlechtsangemessene Rolle zu spielen, wird in der Adoleszenz nahezu existentiell, so wird es zumindest erlebt. Das künftige Leben scheint davon abzuhängen.

Für männliche Jugendliche gilt es, drei Faktoren so nah zu kommen, wie nur möglich: Sie sollen gute Sportler sein, Interesse an Mädchen und Sex zeigen und ja keine Anzeichen von „weibischem“ Verhalten vorweisen. Der Erfolg bei der Erfüllung dieser Anforderungen entscheidet maßgebend über den Beliebtheitsgrad des Jugendlichen. Die Unterdrückung femininer Züge von männlichen Heranwachsenden rührt von der Überzeugung her, Männlichkeit und Weiblichkeit seien zwei fundamentale Gegensätze. Zeigt ein männlicher Teenager feminine Züge oder Interessen, gerät er schnell in den Verdacht, eventuell homosexuell zu sein.

Diese Angst hatten auch manche Eltern, als die ersten Hauswirtschaftskurse auch für Jungen geöffnet wurden. Sie hatten Bedenken, dass ihre Söhne ihrer Männlichkeit beraubt würden und dies zu abnormen Sexualverhalten führen könnte. Heute sind gemischtgeschlechtliche Hauswirtschaftskurse ganz normal und männliche Star-Köche in aller Munde, ohne dass jemand einen psychischen Schaden davongetragen hat (vgl. *Johnson/ Masters 1990: S. 218f*).

2.2.4 Beruf

„Im Verband mit den traditionellen Erwartungen, dass es letztlich das Ziel einer Frau sein müsse, zu heiraten und Mutter zu werden, statt in einem Beruf Karriere zu machen und unabhängig zu sein, scheint das Hauptziel für junge Mädchen heterosexuelle Anziehungskraft und Popularität zu sein.“ (Johnson/ Masters 1990: S. 219). Unsere Gesellschaft legt auf Erfolg und gesellschaftliche Beliebtheit viel Wert. Aus dieser Doppelanforderung resultiert eine Angst von Mädchen und Frauen vor Erfolg und der darauf folgenden gesellschaftlichen Ablehnung durch den angeblichen Verlust von Weiblichkeit. Und tatsächlich haben Studien belegt, dass Männer sich oft durch Frauen bedroht fühlen, die erfolgreicher sind als sie. Es ist bezeichnend, dass sexualtypisch „männlichere“ Frauen weniger Erfolgsangst aufweisen als sexualtypisch „weiblichere“ Frauen (vgl. Johnson/ Masters 1990: S. 219). Frauen werden mit geringerer Besoldung bestraft und ihre Aufstiegschancen sind mit mehr Hürden bestückt. Sind Frauen erfolgreich, wird dies eher auf Glück zurückgeführt als etwa auf Können, Wissen, Hingabe an die Aufgabe und Arbeitseinsatz (vgl. Johnson/ Masters 1990: S. 223).

2.2.5 Sexualität

Über das Verhältnis von Weiblichkeit und Geschlechtlichkeit erhalten Mädchen und Frauen gemischte Informationen: Die traditionelle Botschaft „anständige Mädchen tun das nicht“, zumindest nicht ohne Schuldgefühle, ist noch längst nicht verwirkt und schlägt sich in dem Begriff „Schlampe“ wieder, der oft eingesetzt wird, sobald Mädchen auch nur ein offenes Verhältnis zu Sexualität zeigen. Entgegengesetzt dazu ist der primäre Reiz von Weiblichkeit doch ein sexueller. Dies haben Mädchen schon längst gelernt – durch verschiedenste Medien und entsprechende sexuelle Gesten und Verbalisierungen seitens der Männer und Jungen in ihrem Umfeld. Dennoch ist es heute durchaus möglich und gängig, dass auch ein Mädchen einen Jungen anspricht und die Initiative übernimmt. Dies erleichtert so manchen Jugendlichen, da ihm so die Bürde abgenommen wird, den sexuell Erfahrenen spielen zu müssen. Für andere, eher traditionell Orientierte, stellt solch ein

selbstbewusstes Verhalten seitens des Mädchens eher eine Bedrohung dar (vgl. *Johnson/ Masters 1990: S. 219f*). „Ein Siebzehnjähriger drückte es so aus: „*Ich mag das Gefühl nicht, dass mir die Kontrolle aus der Hand genommen ist. Was soll ich denn tun, wenn ein Mädchen Sex machen will, und ich bin nicht in der Stimmung dazu?*““ (*Johnson/ Masters 1990: S. 220*).

2.3 Historische Entstehung der Zweigeschlechtlichkeit

Das System der Zweigeschlechtlichkeit im heutigen Allgemeinverständnis erscheint uns so natürlich und unumstößlich, als hätte es schon immer gegolten. Die klare Einteilung in die Kategorien „Mann“ und „Frau“, die vermeintlich biologisch begründeten Unterschiede zwischen den Geschlechtern und die daraus resultierenden Folgen in unterschiedlichen Bereichen des Lebens (Arbeitsteilung, soziale Zuständigkeiten, intersubjektives Verhalten, Charaktereigenschaften etc.), scheinen in ihrem Kern so festgeschrieben, dass nicht hinterfragt und statt dessen davon ausgegangen wird, dass dies immer schon so war. Die allgemeinen Vorstellungen davon, was ein Mann oder eine Frau ist, wie ein männlicher oder weiblicher Körper und Geist oder eine männliche und weibliche Psyche beschaffen sind, unterliegen dabei dem gleichen Wandlungsprozess wie die sozialen Rollen der Geschlechter. In der Diskussion über die historische Entstehung des Zweigeschlechtersystems gibt es verschiedene Ansätze (vgl. *Schröter: S. 61*).

Der Geschichtsforscher Thomas Laqueur, der viel zu der Entstehung der Zweigeschlechtlichkeit geforscht hat, vertritt die Auffassung, die Idee von zwei Geschlechtern sei im siebzehnten Jahrhundert entwickelt worden. Zuvor habe ein Eingeschlechtmodell geherrscht, in dessen Verständnis die Frau kein eigenständiges Geschlecht darstellt, sondern lediglich eine minderwertige Kopie des Mannes ist. Im frühen neunzehnten Jahrhundert bildete sich darum eine ganze Theorie, eine Geschlechtermetaphysik. Aus den biologischen Unterschieden der Geschlechter wurden unterschiedliche Rollenmodelle und Lebensprojekte entwickelt und begründet. Die Geschlechter sind gleichwertig, aber ungleich, sie sind anders, sie stehen in einem polaren und in einem kompensatorischen Gegensatz zueinander (vgl. *Laqueur 1992: S. 10ff*).

Die Entstehung des biologischen Geschlechts als Differenzierungsgrundlage geht laut Laqueur mit dem Versuch einher, den weiblichen Orgasmus per se und als Bedingung für Empfängnis auszulöschen. Die medizinische Entdeckung der Nicht-Erforderlichkeit des weiblichen Orgasmus für eine Empfängnis ergab die „*Möglichkeit weiblicher Passivität und Leidenschaftslosigkeit*“ (Laqueur 1992: S. 15). Ein Meilenstein in der Entstehung der anbrechenden Sichtweise, dass Männer und Frauen in biologischer Hinsicht grundverschieden sind, zeigt sich in der Erfindung eigener Worte für weibliche Geschlechtsorgane, die zuvor mit den selben Wörtern wie jene für männliche bezeichnet wurden.

Wenn nun diese Entwicklung ab dem achtzehnten Jahrhundert als eine erste Abwertung der Frau erscheinen mag, so muss beachtet werden, dass auch vor diesem Verständnis der sich ausschließenden Verschiedenheit eine Wertung zuungunsten der Frauen vorlag, denn an dieser Stelle trat eine Physiologie der Unvergleichlichkeit an die Stelle einer Metaphysik der Hierarchie.

Im neunzehnten Jahrhundert entwickelte sich daraus die Erkenntnis, dass radikale Unterschiede zwischen den zwei Geschlechtern nicht nur auf physiologischer Ebene, sondern auch auf mikroskopischer Ebene existieren. Dieser grundsätzliche Unterschied dient als Beleg für die Frauen zugeschriebenen Eigenschaften wie Passivität, Trägheit, Schwachheit etc. Die biologische Sicherheit der zwei grundverschiedenen Geschlechter legt diese in Rollen des politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens fest, obwohl der Zusammenhang der biologischen Differenzen mit kulturellen Rollen nicht erklärt bzw. belegt werden kann.

Laqueur untersuchte Texte von der Antike bis zur Aufklärung. Aus seinen Analysen ergibt sich für ihn, dass das biologische Geschlecht (sex) in den Anfängen als das Epiphänomen des sozialen Geschlechts (gender) verstanden werden muss. Somit war das, was wir als kulturelle Kategorie auffassen würden, das Primäre oder „Reale“. Das biologische Geschlecht war also „zweitrangig“ (vgl. Laqueur 1993: S. 209).

3. Dekonstruktion der Kategorie „Geschlecht“

Es scheint ein Grundbedürfnis von Menschen zu sein, Ordnung in das Chaos der Welt zu bringen. Am häufigsten kommt es vor, dass Dinge in zwei Kategorien eingeteilt werden, die im absoluten Gegensatz zueinander stehen. So auch *Frau* und *Mann*. Auch Geschlechtssysteme sind zweigeteilt und hierarchisch, wobei in allen uns bekannten Gesellschaften das männliche Geschlecht dominiert.

Bekannt sind uns zum Beispiel Transvestiten, Intersexuelle und Androgyne, die nicht eindeutig sind und Zugehörigkeiten überschreiten (vgl. Metz-Göckel 2000: S. 110). Sie werden als Belege für die These aufgeführt, das soziale Geschlecht sei an keine Körperlichkeit gebunden. Weder die Kategorie „Frau“ noch die Kategorie „Mann“ sei an einem weiblichen oder männlichen Körper gebunden, vielmehr handele es sich um „*freischwebende(s) Artefakt(e)*“ (Butler 1991: S. 23).

„Diesem Denken von flexiblen und multiplen Geschlechtsidentitäten und Geschlechterkonstellationen hat Butler im akademischen Diskurs eine Stimme gegeben“ (Metz-Göckel 2000: S. 110). Die Idee der Dekonstruktion löst die Geschlechtsidentität ganz von einer bestimmten Körperlichkeit. Butler setzt sich hierzu mit einer Reihe namenhafter Philosophen und Philosophinnen auseinander und beruft sich unter anderem auf Simone de Beauvoir, deren Theorien in *Das andere Geschlecht* (1986) sie als Vorläufermodell der eigenen Ideen interpretiert (vgl. Schröter 2002: S. 41). Butler versteht Geschlechtsidentität nicht als Gegebenheit, die sozusagen das Subjekt ist, sondern als ein aus unseren Handlungen resultierendes Gebilde. Wir konstituieren unser Verhalten erst durch die Geschlechtsidentität und stellen unser Geschlecht also erst durch sich wiederholende Akte her.

Auch Goffman geht von biologischen Geschlechtsunterschieden wie Körpergröße, Muskelbau, Gebärfähigkeit etc. zwischen Frauen und Männern aus, aus denen sich soziale Unterschiede ergeben. Er setzt sich mit der Frage auseinander, „*wie diese Unterschiede als Garanten für unsere sozialen Arrangements geltend gemacht wurden (und werden) und, mehr noch, wie die institutionellen Mechanismen der Gesellschaft sicherstellen konnten dass uns diese Erklärungen stichhaltig erscheinen.*“ (Goffman 2001: S. 107) Viele Eigenschaften, die Menschen auf Grund ihres biologischen Geschlechts zugeschrieben werden, haben Goffman zur Folge

keine Begründung in der Biologie, sondern werden einem Geschlecht der Einfachheit halber und als Machtinstrument zugeschrieben.

3.1 Dethematisierung von Geschlecht

Ausgehend davon, dass Geschlecht konstruiert wird, schließt Pasero (1995) auf dessen Rekonstruierbarkeit und somit auf dessen Dekonstruierbarkeit. In ihrem Essay stellt sie die Frage, ob Unterschiede zwischen den Geschlechtern in einer primär nach Funktionen differenzierten Gesellschaft an Wirksamkeit verlieren und sich in Folge die Thematisierung von Geschlecht abschwächen bzw. neutralisieren könnte. Sie meint, es gibt Situationen, in denen Geschlecht unbedeutend bleibt.

Jede regulative soziale Form ist von relativer Dauer und wirkt nur solange, wie sie mit sozialem Sinn belegt ist. Geschlechterdifferenz ist letztlich nur ein Unterscheidungsmerkmal von vielen. So müssen Individuen nicht immer und überall als Geschlechtswesen in Erscheinung treten (*vgl. Pasero 1995: S. 60f*).

3.2 Drei und mehr Geschlechter?

Verschiedene Gesellschaften haben Möglichkeiten gekannt, zum jeweils anderen Geschlecht überzuwechseln, ein drittes, neutrales Geschlecht anzunehmen oder kennen mehrere zusätzliche Geschlechtskategorien (*vgl. Hagemann-White 1984: S. 146*). Das „dritte Geschlecht“, das auch in unserer Gesellschaft als geflügeltes Wort besteht, umschreibt Menschen die die Grenze zwischen Weiblichem und Männlichem überschreiten. Dies können Intersexuelle, Transgender oder Transsexuelle sein, sowie Drag-Performer, Metrosexuelle oder androgyne Menschen sein. Wer in die Kategorie „drittes Geschlecht“ reingehören würde oder nicht, ist nicht definiert. Die Gruppe ließe sich enger fassen, aber auch immer weiter ausbauen (*vgl. Hertzner 1999: S. 25*).

Andere Gesellschaften und Forscherinnen und Forscher sprechen von noch mehr Geschlechtern. Schröter schreibt: *„Zu welch absurden Zählbeispielen die Methode, mehr als zwei Geschlechter zu lokalisieren, führen kann, wird bei einer Publikation der Ethnologin Ina Rösing deutlich, die bei den von ihr erforschten Amarete in Peru*

zehn Geschlechter zu entdecken meinte. Die abenteuerliche Zahl ergibt sich aus spitzfindigen symbolischen Zuschreibungen von Elementen [...]“ (Schröter 2002: S. 221) Und weiter: „Das alles hat wenig mit dem Außerkraftsetzen oder der Vervielfältigung von Geschlecht zu tun, eher mit der Kombinierbarkeit seiner Elemente.“ (Schröter 2002: S. 221) Ein drittes oder noch weitere Geschlechter unterlaufen nicht die Geschlechter-Konstruktion, sie stärken diese im Gegenteil, indem Plätze für Verhaltensabweichungen geschaffen werden (vgl. Hagemann-White 1984: S. 146)

3.3 Stolpersteine des Zweigeschlechtersystems

Elemente, die nicht in die Ideologie eines Systems hineinpassen, werden üblicherweise als Abweichung oder Abnormalität bezeichnet. Eine Möglichkeit, das herrschende Zweigeschlechtersystem zu unterlaufen, ist das Aufzeigen und die positive Umkehrung jener Störfaktoren, die die Unzulänglichkeit des Systems beweisen. Solche Handlungsmöglichkeiten finden sich in unseren konkreten Alltagsleben, wenn wir stärker oder weniger stark Konventionen überschreiten und dies für andere sichtbar wird. In einem solchen Überschreiten von Geschlechter-Konventionen entsteht für andere ein Irritationsmoment, der zu einem Überdenken von Selbstverständlichkeiten führen kann.

Die aus diesen Irritationen resultierenden Reaktionen betreffen die, die scheinbar aus freien Stücken und die, die aus biologischen Gründen aus dem Rahmen fallen. In den nächsten Absätzen stelle ich Lebensformen dar, die alternativ zur Zweigeschlechtlichkeit stehen. Sie gelten als Belege für die Konstruiertheit der normativen heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit. An Hand dieser unterschiedlichen Subjektpositionen wird ersichtlich, dass eine Reduktion auf zwei Geschlechter unzulänglich ist:

3.3.1 Intersexualität

Intersexuelle (früher auch Zwitter oder Hermaphroditen bezeichnet) sind keinem der beiden Geschlechter eindeutig zuordenbar. Es sind zugleich Eierstöcke und Hoden

vorhanden, nur ein Eierstock und nur ein Hoden oder die weiblichen und männlichen Keimdrüsen sind (manchmal auch nur zum Teil) zu einem Gebilde verwachsen. Manchmal sind Abweichungen von eindeutig weiblichen bzw. männlichen Genitalen nur klein, so dass sie nicht unbedingt erkennbar sind (*vgl. Hertzner: S. 102*).

Wird ein intersexueller Mensch nach der Geburt als solcher erkannt, wird ein operativer und/oder hormoneller Eingriff zwecks Einordnung in eines der beiden Geschlechter vorgenommen. Die Entscheidung, ob der Säugling zu einem Jungen oder einem Mädchen „gemacht“ wird, hängt davon ab ob eine Vagina oder ein Penis chirurgisch leichter umsetzbar ist, im Zweifelsfalle aber ist eine Vagina leichter zu formen. Der Erfolg der Behandlung wird an der Penetrierbarkeit gemessen.

Ob ein Mensch durch eine solche Operation das Geschlecht bekommt, zu dem er sich innerlich hingezogen fühlt (wenn es denn ein solches gibt), ist also ein Glücksspiel. Denn nicht das Geschlecht allein macht ein Mädchen zum Mädchen und einen Jungen zum Jungen: Medizinischen Kriterien wie der Hormonstatus, die Chromosomen und die Keimdrüsen etc. müssen nicht mit dem äußeren sichtbaren biologischen Geschlecht übereinstimmen. Die unterschiedlich starke Ausprägung der einzelnen Kriterien führt dazu, dass eigentlich nicht eindeutig von Frauen und Männern gesprochen werden kann, sondern von einer Verlaufslinie von Geschlecht (*vgl. Schröter: S. 74ff*).

Die medizinische „Korrektur“ von Intersexuellen geschieht nicht aus gesundheitlichen Gründen, bestenfalls aus Sorge um die soziale Entwicklung und Anerkennung eines Menschen. Das medizinische Auslöschen jener Merkmale, die Menschen nicht eindeutig einordenbar in unser binäres System von Mann und Frau machen, geschehen aus rein systemerhaltenden Gründen. Auch Intersex-aktivistische Communities fordern die Abschaffung dieser Operationen und Akzeptanz für Personen zwischen den Geschlechtern (*vgl. Butler 2004: S. 4*).

Die chirurgische und hormonelle Behandlungspraxis von intersexuell Geborenen mit dem Ziel der Aufrechterhaltung des Systems der Zweigeschlechtlichkeit stützt und rechtfertigt die vorherrschende dualistische Machtasymmetrie. Diese Eingriffe bringen Abweichungen zum Verschwinden, machen Abweichungen unsichtbar (umso unsichtbarer als diese zunehmend unmittelbarer nach der Geburt stattfinden) und

löschen die Realität intersexuell geborener Menschen zwecks Erhaltung des Systems der Zweigeschlechtlichkeit aus. Es handelt sich um eine erfolgreiche Täuschung, die uns glauben macht, dass die Zweigeschlechtlichkeit schon immer in der Form da war, wie wir sie heute kennen.

Dabei zeigen ethnographische Kulturvergleiche, dass das System der Zweigeschlechtlichkeit nicht universell gültig ist und intersexuelle Menschen eine nicht benachteiligte eigenständige Gruppierung innerhalb von Gesellschaften einnehmen können. Als eine eigenständige soziale Kategorie leben zum Beispiel Hijras in Indien, Khusra in Pakistan, Geschworene Jungfrauen in Albanien, Indianische Berdache, Travestis in Brasilien (*vgl. Schröter 2002: S. 107ff*).

Der Begriff Intersexualität ist nicht immer selbstaffirmative Bezeichnung „Betroffener“, denn Frauen und Männer sind anatomisch betrachtet lediglich Subpopulationen Intersexueller, was bedeutet, dass der Begriff „Intersexualität“ logisch falsch ist: Es müsste „Pansexualität“ heißen (pan = gesamt), denn „inter“ beinhaltet „dazwischen“ und stützt somit erst die Logik der Zweigeschlechtlichkeit.

3.3.2 Transsexualität

Transsexualität beschreibt das Phänomen der Nichtübereinstimmung des psychischen Gefühls eines Menschen als ein Mann oder eine Frau (Gender) und der äußeren Ausbildung (Sex) seiner oder ihrer primären und sekundären Geschlechtsmerkmale. Präoperative Transfrauen fühlen sich als Frau, erleben aber ihren Körper als fremd, falsch und nicht zu ihnen gehörend. Dabei äußern betroffene Personen meist den Wunsch nach einer physischen Änderung, also Angleichung ihres biologischen Geschlechts, welche operativ und oder durch eine hormonelle Behandlung erfolgen kann (*vgl. Johnson/ Masters 1990: S. 230*).

Transsexualität ist als Krankheit im DSM IV unter der Bezeichnung „Geschlechtsidentitätsstörungen“ aufgeführt. Erforderlich für die Diagnose dieser Krankheit ist der Befund eines „starken und andauernden Zugehörigkeitsgefühls zum anderen Geschlecht“ sowie eines „andauernden Unbehagens im Geburtsgeschlecht“. Um

eine vollständige Umwandlung zu erreichen, müssen je zwei Gutachter Transsexualität bei dem Menschen diagnostizieren. Hierfür leben Transsexuelle ein Jahr lang in ihrer „zukünftigen Identität“. Bei Feststellung einer vorliegenden Transsexualität beginnt folgend eine gegengeschlechtliche Hormontherapie. Nach einiger Wartezeit kann dann eine geschlechtsangleichende Operation erfolgen. Zur Änderung des Personenstands benötigen Transsexuelle den Nachweis der Zeigungsunfähigkeit und der geschlechtsangleichenden Operation.

Das Phänomen der Transsexualität nimmt in der Diskussion um die Dekonstruktion von Geschlecht eine zweiseitige Position ein. Einerseits ist hier weiterhin die Rede von zwei Geschlechtern bzw. dem „richtigen Geschlecht“, andererseits gilt es als geschlechterüberschreitend und ist somit eine Facette der Denaturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit, da auch Transsexualität eine Bedrohung der bestehenden Ordnung darstellt. Dem Vorwurf, ftm-Transsexuelle (female to male - Transsexuelle) weisen die Weiblichkeit zurück, setzt sie entgegen, dass diese Kritikerinnen und Kritiker selbst der Binarität unterworfen sind, da diese von einer „wahren“ Weiblichkeit ausgehen (*vgl. Butler 2004: S. 9*).

Eine weitere Kontroverse, die das Thema noch komplexer macht, ist die oben genannte Eintragung von Transsexualität als Störung im DSM IV. Einige befürworten diese Eintragung, da dadurch zumindest teilweise die Finanzierung teurer Behandlungen durch Versicherungen gewährleistet wird (*vgl. Butler 2004: S. 76*). Gegnerinnen und Gegner dieser Eintragung kritisieren, dass damit Betroffene als krank und abnormal definiert werden. Es bleibt eine Kategorisierung als Krankheit, eine Stigmatisierung und trägt zum Leiden von Betroffenen bei (*vgl. Butler 2004: S. 100*).

3.3.3 Transgenderismus

Transgender meint im engeren Sinne Personen, die ihr soziales Geschlecht (gender) zeitweise oder dauerhaft wechseln, ohne den letzten Schritt der chirurgischen Umwandlung zu machen (*vgl. Hertzner 1999: S. 17*).

Im weiteren Sinne meint der Begriff aber auch jene, die nicht klar einteilbar sind in

prä- oder postoperative Transsexuelle, Intersexuelle, Drags oder femininere oder männlichere Lesben und Schwule (vgl. Butler 2004: S. 6). Es gibt eine große Bandbreite geschlechterdevianter Identitäten, die sich unter Transgender wiederfinden (können). Es gilt, ein universelles Model von Geschlechtsidentität herzustellen, das alle - und nicht nur deviante - Geschlechtsidentitäten einschließt.

In der Diskussion um Geschlechterdekonstruktion gibt es verschiedene Sichtweisen auf die Unterschiede von Transsexualität und Transgender im engeren Sinne. Einige beschreiben Transsexualität als ernsthafte Ausprägung einer devianten Geschlechteridentität, da die Suche nach der wahren Identität lebensnotwendig ist, während Transgender ihre Suche nach der Überschreitung von bestehenden Geschlechterkonstruktionen eher aus Lust an der Überschreitung leben. Andere urteilen über Transsexuelle als jene, die das binäre System unterstützen, während Transgender dieses dekonstruieren.

3.3.4 Travestie/ Drag

Der Begriff Travestie bezeichnete ursprünglich eine literarische Kategorie, bei der ein bekannter Stoff komisch-satirisch behandelt wurde (vgl. Hertzner 1999: S. 42).

Heutzutage beschreibt Travestie vor allem die Darstellung des anderen Geschlechtes auf der Bühne und im Alltag. Zunehmend gibt es aber auch Frauen, die eine übertriebene Darstellung von Weiblichkeit durchführen. Auch diese überzeichnete Darstellung von Weiblichkeit durch Frauen selbst unterwandert die Geschlechterkonstruktionen. Solche Performances müssen nicht immer systemkritisch sein. Es kommt auch vor, dass Weiblichkeit bzw. Männlichkeit einfach nachgeahmt werden ohne deren Künstlichkeit aufzuzeigen.

Da in der feministischen Forschung eher von Drag (bzw. Camp) die Rede ist als von Travestie, gebrauche ich in diesem Punkt den Ausdruck *Drag*.

Besonders dieser Begriff will die Beliebigkeit von Geschlecht herausarbeiten, denn mit dem Wechseln von Rollen, dem sich Aneignen und Darstellen des anderen Geschlechtes, wird der performative Charakter von Geschlecht deutlich.

In *High Camp Performances* (Camp dient oft als Überbegriff für Drag-Performances),

wird versucht, realistisch zu imitieren. In *Low Camp Drag Shows* oder *Swish* wird unter Zuhilfenahme des Unnatürlichen, Künstlichen und der Übertreibung zwecks Belustigung und Kritik an den Konstruktionen überzeichnet. Swish Performer versuchen keine echten Frauen bzw. Männer darzustellen, sondern in der Überzeichnungspraxis die Künstlichkeit von Geschlecht offensichtlich zu machen.

Indem ein Mann eine Frau darstellt oder umgekehrt, wird ersichtlich, dass soziales Mann- bzw. Frau-Sein etwas Performatives und die Imitation eines erfundenen Ideals ist. So meint Butler mit der Aussage, dass „*alle Geschlechtsidentität [...] drag ist*“ (Butler 1995: S. 170), dass Travestie bzw. Drag nicht Imitation eines wahren Geschlechts ist, sondern dass die Identität, der die Geschlechtsidentität nachgebildet ist, selbst nur eine Imitation ohne Original ist und dass durch Drag ersichtlich wird, *„wie das Geschlecht und die Geschlechtsidentität entnaturalisiert werden.“* (Butler 1991: S. 203)

Ich selbst weiß von Frauen, die regelmäßig als Männer verkleidet z.B. auf Privatparties gehen. Meines Erachtens sind dies vorrangig junge, meist lesbische Feministinnen und eventuell ist dies eine neue Aufbruchsstimmung aus der auch das Buch *„Drag Kings. Mit Bartkleber gegen das Patriarchat“* (hrsg. von Pia Thilmann, Tania Witte und Ben Rewald. Berlin 2007) hervorging.

Um aufzuzeigen, wie Drag wirken kann, möchte ich ein längeres Zitat von *Danny* einbringen. Danny ist das männliche Alter Ego der schottischen Performance-Künstlerin Diane Torr, die als Vater aller Drag-Kings gilt (vgl. Hertzner 1999: S. 44):

„Als Mann habe ich Zutritt zu einer Welt voller Privilegien. Ich kann ganz langsam sprechen, da jedes Wort eine tausendjährige Philosophie im Rücken hat. Mache ich eine Pause, um zu überlegen, stellen Sie sich bestimmt vor, daß ich über diese tausendjährige Philosophie nachdenke und daß ich etwas wirklich Wichtiges zu sagen habe. Eigentlich bräuchte ich gar nicht zu reden. Es genügt, wenn ich zerstreut Ihren Blick erwidere. Sie als Frau können mir durchaus eine Frage stellen, aber ich muß sie Ihnen nicht beantworten. Ich kann grunzen. Ich kann wegschauen. Ich muss überhaupt nichts sagen. Es genügt, wenn ich Sie einfach leicht amüsiert

und von oben herab betrachte und darauf warte, daß Sie mir etwas erzählen, das mich vielleicht interessieren könnte.

Betrete ich einen Raum, wird mir von vornherein Bedeutung zugestanden, ohne daß ich den Mund aufmachen oder etwas tun müsste. Mische ich mich in das Gespräch zweier Frauen ein, richtet sich die Aufmerksamkeit sofort auf mich. Sie, die Frauen, behandeln mich mit Respekt und lassen mich mein überlegenes Wissen spüren. [...] Als Mann wird mir Glaubwürdigkeit zugestanden, man hört sich konzentriert meinen Standpunkt an. Man erwartet geradezu von mir, daß ich arrogant und bestimmend bin, da ich als Mann in einer Männerwelt IMMER RECHT HABE. [...]"

(Hertzer 1999: S. 45; vgl. Anhang)

Das Wechseln von Rollen ist jedoch keineswegs ein Ausweg aus der Binarität, da diese erst die Möglichkeit des Rollen-Wechsels ermöglicht und Geschlechterstereotype reproduziert werden.

Desweiteren sieht Butler einen Aspekt von Drag, der der Dekonstruktion zuwider läuft, darin, dass im Versuch eines Mannes oder einer Frau eine Frau bzw. einen Mann darzustellen immer transparent bleibt, dass es sich um Theater, um einen Imitationsversuch handelt. Indem transparent bleibt oder zum Schluss wird, was das wahre Geschlecht der Person ist, kommt es zu einer Essentialisierung der Zweigeschlechtlichkeit (vgl. Butler 1991: S. 224f).

3.3.5 Metrosexualität

Aus „metropolitan“ und „heterosexuell“ zusammengesetzt bezeichnet Metrosexualität einen extravaganten Lebensstil von Männern, die keinen Wert auf Kategorisierung ihres Geschlechtes legen. Metrosexuelle Männer sind Trendsetter des 21. Jahrhunderts (vgl. Flocker 2003: S. 3). Sie zeigen eine feminine Seite ihrer Persönlichkeit durch Accessoires und Verhaltensweisen, die bisher eher homosexuellen Männern zugeordnet wurden. Von der modischen Ausrichtung her wird nicht mehr zwischen Frau und Mann differenziert. So legen Metrosexuelle viel Wert auf ihre Frisur und ihr Styling. Sie geben überdurchschnittlich viel Geld für Mode und Kosmetik aus, das können zum Beispiel der Gang zur Pediküre oder Maniküre oder das Tragen von

Röcken oder anderen Kleidungsstücken sein, die für Männer bisher als unangebracht galten (vgl. *Flocker 2003: S. 1*).

Metrosexualität kann als eine Folge der Entnaturalisierung des Geschlechts im Alltag angesehen werden, da diese Männer eine „männliche Weiblichkeit“ darstellen, die mit transgenderistischem Verhalten nichts zu tun hat und somit eine „neue“ Erscheinung ist.

3.3.6 Female Masculinities

Judith Halberstam sieht die Verkörperung von Maskulinität nicht an männliche Körper gebunden. Sie erforscht individuelle und gesellschaftliche Aspekte von sozialen, kulturellen und politischen Darstellungsweisen, die mit Männlichkeit in Verbindung gebracht werden, setzt diese mit alternativen Maskulinitäten, wie die von Butches (betont maskulin lebende Lesben) und Drag Kings in Verbindung und stellt so fest, dass Männlichkeit nicht nur von männlichen Körpern hervorgebracht werden kann. Männliche Attribute und Verhaltensweisen an weiblichen Körpern sind nach Halberstam keine bloße Imitation, sondern stellen eine alternative Männlichkeit dar. Hierzu entwirft sie den Begriff Female Masculinities plädiert für ein stärkeres Sichtbar- und ein Möglichmachen von weiblichen Männlichkeiten. Denn auch in diesem Fall trifft zu, dass solche Positionen bereits real, jedoch stark unterrepräsentiert sind. Ein Aspekt, der hierfür Mitgrund ist, liegt in der Angst vor einem Weiblichkeitsverlust, der bei Einnehmen solcher Identitätspositionen befürchtet wird (*Halberstam 2003: S. 9ff*).

3.3.7 Androgynität

„Als man in der Psychologie die längst überholten Begriffe einer unnatürlichen Männlichkeit und Weiblichkeit fallenließ, gewann das Konzept von der Androgynität beträchtlich an Interesse (Johnson/ Masters 1990: S. 224). Androgynität meint ein gleichzeitiges, kombiniertes Vorhandensein von typisch weiblichen und männlichen Merkmalen in einer Person (andro=männlich, gyne=weiblich) (vgl. *Johnson/ Masters 1990: S. 224*). Statt wie alle Menschen zwischen „männlichen“ und „weiblichen“

Charakteristika hin- und herzuwechseln bringen es androgyne Menschen zustande, beides zu verschmelzen.

Auch in der Persönlichkeitspsychologie werden Männlichkeit (Instrumentalität) und Weiblichkeit (Expressivität) als voneinander unabhängige Persönlichkeitsdimensionen gesehen. Menschen, die hohe Werte auf beiden Skalen haben, sind tendenziell psychisch gesünder, haben mehr Selbstbewusstsein, ein größeres Leistungsstreben und bessere gesellschaftliche Kompetenzen als Menschen, die über eine besonders ausgebaute Maskulinität oder Femininität verfügen. Forschungsergebnisse lassen vermuten, dass dies daran liegt, dass androgyne Menschen in ihrem Verhalten flexibler sind und ihnen somit eine größere Bandbreite an Verhaltensweisen zur adäquaten Lösung von Problemen bereitsteht (*vgl. Johnson/ Masters: S. 224f*).

Menschen, welche sich bewusst als nicht geschlechtlich zugeordnet darstellen oder anderen Menschen so erscheinen, androgyn, könnten als die symbolische Reinform des dekonstruktiven Grundgedankens betrachtet werden.

4. Dekonstruktion in der Sozialarbeit – Ansätze von Konzepten und Methoden

Welche pädagogische Relevanz hat das Thema Dekonstruktion von Geschlecht für die Sozialpädagogik? Die Erziehungswissenschaftlerin Hartmann schreibt in der Einleitung eines Sammelbandes, aus dem ich mehrfach in dieser Hausarbeit zitiere:

"Diese Veränderungen müssen durch Re-Visionen in den Bereichen Erziehung, Bildung und Soziale Arbeit begleitet werden. Für die Erziehungswissenschaften stellt sich die Aufgabe, die mit den genannten sozialen und gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen verbundenen Transformationen für die Konstitutionsprozesse der Individuen, für deren Selbstverständnisse und Bewältigungsstrategien zu erforschen und daraus Schlüsse für eine weitere Professionalisierung der pädagogischen und psychosozialen Arbeit zu ziehen." (Hartmann 2004: S. 10)

Neben zunehmenden Flexibilisierungstendenzen gegenwärtiger Arbeits- und Lebenswelten, sowie wachsender Mobilität(erfordernissen), sind auch die sich verändernden Prozesse von Sozialisation relevant für erziehungswissenschaftliche und somit sozialpädagogische Fragestellungen.

Um Kindern und Jugendlichen die Variabilität des Seins und ihre Entscheidungsfreiheit diesbezüglich bewusster zu machen, kann mit ihnen sozialpädagogisch in diese Richtung gearbeitet werden. Dabei sollen Kinder und Jugendliche gestärkt werden, um ihr Leben möglichst selbstbestimmt und unabhängig leben zu können. Dies wird aber nur möglich sein, wenn eine, durch ein Aufbrechen der bestehenden Normen und Kategorien, neue Freiheit erschaffen wird. Kinder und Jugendliche sollen also auch Verunsicherungen erfahren und „Normalität“ in Frage stellen (vgl. Stuve 2004: S. 172). Das Entstehen von Verunsicherung durch den Verlust von Kategorien soll als Indikator für die Möglichkeit der Veränderung gelesen werden.

Dekonstruktive Sozialpädagogik arbeitet mit selbstreflektierendem pädagogischen Agieren, der Auflösung von Kategorisierungen, dem Infragestellen von Normen, sieht Identität als etwas zeitlich und inhaltlich Veränderliches an, geht von verschiedenen Lebensrealitäten aus und geht explizit auf Individuen ein (vgl. Tuidier 2004: S. 187f).

So erreicht dekonstruktiv ausgerichtete Sozialpädagogik vier große Wirkungsbereiche:

Antidiskriminierung:

Durch den Schwerpunkt der Darstellung auf die Gleichheit der Geschlechter werden sexistische Vorurteile entmündigt und durch eine neue Offenheit ersetzt.

Gewaltprävention:

Durch das Abbauen von Vorurteilen, das Herausfinden von Ursachen für die unterschiedliche gesellschaftliche Bewertung der Geschlechter, das Besprechen von Männer- und Frauenrollen und die Sanktionierung jeglicher Abweichungen werden Ausgrenzungsmechanismen sichtbar gemacht, sowie eine Wertschätzung für Differenz ermöglicht.

Sexualpädagogik:

Die soziale und emotionale Dimension von Sexualität wird fokussiert, nicht nur Genitalität oder Fortpflanzung. So werden vorherrschende Geschlechterrollen auch bei diesem Thema nicht fortkonstruiert.

Politische Bildung:

Soziale und kulturelle Normen werden hinterfragt und Kinder und Jugendliche ermuntert, ihre Lebenswelt aktiv selbst zu gestalten.

(vgl. Thiemann/Kugler 2004: S. 158ff)

Im fortlaufenden Text benutze ich manchmal den Begriff Kinder, mal den Begriff Jugendliche und mal beide in Kombination. Hier ist jedoch jeweils beides gemeint, denn Methoden können dem Alter der Zielgruppe entsprechend angeglichen werden.

4.1 Konzepte

Sozialpädagogische Fachkräfte, die Dekonstruktion in ihre Arbeit einbinden wollen, müssen eigene Verstrickungen in die Reproduktion von binären Kategorisierungen reflektieren, zum Beispiel in wie weit man Kategorisierungen (z.B. Mädchen- und Jungengruppen) selbst vornimmt und Uneindeutiges ausgrenzt *(vgl. Tuijter 2004: S. 187f)*. In Diskussionen eine neutrale Position einzunehmen ist weder wirklich möglich noch zielführend. Francis (1998) empfiehlt, sich klar zu positionieren und die Kinder dazu einzuladen, sich zum Thema frei zu äußern. Auch diskriminierende Meinungen sollen zugelassen werden um diese im Anschluss zu diskutieren *(vgl. Francis 1998: S. 181)*.

Im Folgenden werde ich Konzepte aus unterschiedlichen pädagogischen Handlungsfeldern vorstellen, die einen dekonstruktiven Umgang mit Geschlecht zum Ziel haben:

4.1.1 Diversity im Kindergarten

Thiemann und Kugler (2004) gehen davon aus, dass Kinder zuerst Vorurteile kennenlernen müssen, um sie dann zu hinterfragen und sie folgend als Konstruktionen zu erkennen. Sie entwickelten das Konzept *Kinderwelten*, mit dem Kinder im Kindergartenalter lernen sollen, Vorurteile kritisch zu betrachten. *Kinderwelten* soll verschiedene Identitätsmerkmale in die pädagogische Arbeit einbeziehen, Vielfalt willkommen heißen und anerkennen. Grundlage dieses Konzepts ist der Diversity-Ansatz, das Wertschätzen von Unterschieden, sowie der Anti-Bias-Ansatz, der auf das Verlernen von Vorurteilen abzielt (vgl. Thiemann/Kugler 2004: S. 158ff).

Neben der entsprechenden Gestaltung der Räume liegen dem Konzept vier Anti-Bias-Ziele zugrunde:

- 1.) Ein Kind soll sich in der Tagesstätte wieder erkennen und wohl fühlen. Es soll auch das Gefühl haben, dass seine Familie willkommen ist. Der Familienhintergrund (z.B. Migration, gleichgeschlechtliche Eltern,...) soll offen thematisiert und angenommen werden.
- 2.) Ein Kindergarten soll Raum dafür geben, angenehme Erfahrungen mit Menschen zu machen, die anders sind als sie selbst. Unterschiede sollen thematisiert werden, damit ein souveräner Umgang mit Unterschieden erlernt und Empathie entwickelt werden kann. Den Ausgangspunkt stellt die Verschiedenheit innerhalb der eigenen Gruppe dar. Der erlernte Umgang mit Verschiedenheit kann dann auf Talente, Merkmale, Familienkulturen und Lebensstile ausgeweitet werden. Hierbei müssen zuerst Gemeinsamkeiten geschaffen bzw. aufgezeigt werden, um nicht unbewusst Normen zu vermitteln.
- 3.) Kritisches Denken über Vorurteile und Gespräche darüber, was fair und was

unfair ist, sollen angeregt werden. Kinder sollen lernen, auch das eigene Verletzt- oder Ausgegrenzt-Werden zu artikulieren. Dies soll vom pädagogischen Personal ernst genommen und die Kinder somit unterstützt werden. So wird es auch möglich, unfaires Verhalten anderen gegenüber wahr zu nehmen und zu benennen.

4.) Kinder sollen ermutigt werden, sich gegen diskriminierende Verhaltensweisen zu wehren. Die eigene Aktivität und der erzielte Erfolg bestärken und ermutigen Kinder. Auch die sozialpädagogische Fachkraft wird hier mit eingeschlossen und hat die eigenen Lehrinhalte, die eigene Haltung auf Vorurteile und die eigenen Wertmaßstäbe zu überprüfen und muss zur Veränderung dieser bereit sein (vgl. *Thiemann/Kugler 2004: S. 163ff*).

4.1.2 Schulunterricht

Feministische Forschungen der 1970er und 1980er Jahre haben ergeben, dass Geschlechterrollen durch die verbale und physische Dominanz von Jungen sowie durch die männliche Vorherrschaft in Schul- und Unterrichtspolitik aufrechterhalten und weitergeführt werden. Folgend stellte sich jedoch heraus, dass das Verständnis von Sozialisation aktualisiert werden musste, denn Sozialisation geschieht Kindern nicht, sondern sie wirken aktiv mit. Eine weitere Erkenntnis war, dass Mädchen trotz ihrer schlechteren Stellung in der Schule schulerfolgsmäßig durchschnittlich sogar besser abschneiden als Jungen, was ein weiteres Zeichen der Eigenaktivität der Kinder ist (vgl. *Francis 1998: S. 5f*).

Diese Erkenntnisse führten einige feministische Forscherinnen zu poststrukturalistischen Theorien. Sie versuchten Möglichkeiten herauszuarbeiten, wie in Grundschulen mit dem Thema Geschlecht so umgegangen werden kann, dass Kinder nicht in Stereotype gezwängt werden und dass Mädchen wie Jungen Handlungs- und Verhaltensvarianten gleicher Art und in gleichem Ausmaß offen stehen. Geschlechterstereotype sollen entmächtigt und eine (gesellschaftliche) Situation, in der Kinder sich frei nach ihren Vorlieben - unabhängig von Geschlechternormen - entwickeln können geschaffen werden. So könnte Geschlecht von Schulerfolg ursächlich entkoppelt werden.

Die Herausforderung für sozialpädagogische Fachkräfte besteht darin, Kindern zu vermitteln wie widersinnig diese Genderkonstruktionen sind und sie zu ermutigen, das Überschreiten der Grenzen in Betracht zu ziehen. Dies soll über folgende Bausteine erreicht werden:

- Thematisierung der Gleichheit der Geschlechter in ihren Fähigkeiten
- Thematisierung von Sexismus und Geschlechterdiskriminierung
- Sensibilisierung auf die eigene Einengung durch Rollenstereotype
- Anbieten von alternativen Konstruktionen

(vgl. Francis 1998: S. 171ff)

Mögliche Methoden hierfür lassen sich auch unter Punkt 4.2 finden.

4.1.3 Queere Sexualpädagogik

Die Grundlage der queeren Sexualpädagogik liegt in dem Verständnis, dass Identität nicht fest ist, sondern Möglichkeiten der Veränderung, Beweglichkeit und Vielfalt beinhaltet. Identität wird verstanden als etwas Fluides, etwas Widersprüchliches, als eine Verortung oder Positionalität (vgl. Tuiders 2004: S. 188). Queere Sexualpädagogik muss also die Basis einer homogenen Identität aufgeben und den Blick auf den Menschen richten, ohne dabei die gegenwärtig existierenden Machtverhältnisse zu ignorieren. Thematisiert werden sollen Normalität, Normen, Widersprüche und Irritationsmomente. Binäre Konstrukte wie Mann/ Frau oder homo-/ heterosexuell sollen aufgezeigt und aufgelöst und alternative Möglichkeiten zu leben unterstützt werden. Die bewusste Her- und Darstellung der eigenen Identität soll das Ziel haben Geschlechtergrenzen zu verflüssigen, Geschlechter zu multiplizieren und eine Neubenennung zu ermöglichen. Eine grundsätzliche Offenheit für Veränderungen soll hergestellt werden (vgl. Tuiders 2004: S. 186ff).

Tuiders (2004) nennt drei Voraussetzungen für queere Sexualpädagogik:

1.) Individuelle Förderung

Ein Kind soll anerkannt und begleitet werden, ohne kategorisiert zu werden. So soll einer Diskriminierung über normierende und bevormundende Identitäten vorgebeugt werden. Es soll von Menschen und nicht von Männern und Frauen ausgegangen,

Spezifitäten von Personen wahrgenommen und Differenzen, Widersprüche und Grenzüberschreitungen anerkannt werden (vgl. Tuidar 2004: S. 189).

2.) Situationsspezifisches Agieren

Ausgehend davon, dass sich Männlichkeit und Weiblichkeit in der Interaktion herstellen, soll besonders auf aktuell stattfindende Situationen geachtet werden. Speziell in Konflikt- aber auch in anderen Situationen sollen Machtverhältnisse wahrgenommen werden, um diese im Anschluss zu reflektieren. Das in der Situation erkennbare patriarchale, stigmatisierende und normierende Verhalten soll als Ausgangspunkt für Diskussionen herangezogen werden (vgl. Tuidar 2004: S. 188ff).

3.) Themenzentrierte Angebote

Es sollen Themen angeboten werden, die die Normalität stören, bzw. die für die Einzelne oder den Einzelnen von Bedeutung sind. Dies könnten zum Beispiel folgende Themenbereiche sein:

- Informationen über biologische und gesellschaftliche Bedingungen der Geschlechterdifferenzierung (sex und gender)
- Thematisierung gesellschaftlicher Normierungen und deren Zusammenhänge auf individueller, kultureller und politischer Ebene
- kritisches Hinterfragen hegemonialer Muster und Symbole und der Ausschließlichkeit von Kategorien
- Bevorzugungen von Positionen auf Kosten der Diskriminierung anderer
- Aufbrechen von stereotypen Verhaltensweisen und Zuweisungen zwischen den Geschlechtern, indem aktuelle Widersprüche, Konflikte und Gefühle in jedem Lebensalter und in jeglicher Umgebung thematisiert werden
- verinnerlichte Normen und Werten bei sich selbst auf die Spur kommen und die darin enthaltenen Herrschaftsmechanismen zu erkennen und so an der Aufdeckung von Machtstrukturen mitwirken
- Sprache als Konstruktions- und Repräsentationsmittel von Geschlecht kann als Instrument für Neukreation genutzt werden.

Das Weglassen von Kategorien soll den Teilnehmerinnen und Teilnehmern neue Möglichkeiten aufzeigen, sich selbst zu entwerfen. Ein traditionelles Familienbild soll einer neuen, offenen Form von Lebensentwürfen weichen. Für Sexualpädagogik impliziert dies, dass Sexualität nicht mehr über die Fixierung auf Genitalität oder Fortpflanzung definiert wird (vgl. Tuidar 2004: S. 190f).

4.2 Methoden

Mit verschiedenen Methoden sollen Kinder und Jugendliche einerseits Verunsicherung erfahren, andererseits aber auch Stärkung. Durch Verunsicherungen werden die vorherrschenden Vorstellungen von Normalität in Frage gestellt werden und eine System- und Möglichkeitsvielfalt gewinnt an Platz. Durch dieses Aufbrechen von engen normierenden und normalisierenden Konzepten sollen Möglichkeiten für eine befreite Entwicklung ermöglicht werden. Doch nur wenn zusätzlich zu den stärkenden Aspekten auch solche der Verunsicherung vorkommen, kann neben der eigenen Ausgrenzung auch eine solche anderer Minderheiten gegenüber berücksichtigt werden (*vgl. Stuve 2004: S. 172*).

Kinder und Jugendliche sollen lernen, sich selbst als Produzentinnen und Produzenten ihrer Kultur zu sehen und zu erleben. Dabei sollen Kinder weder unter Druck gesetzt, noch sollen jene, die bereits Geschlechtergrenzen überschreiten, weiter an den Rand gedrängt werden (*vgl. Francis 1998: S. 181*). Die Gleichheit der Geschlechter in ihren Fähigkeiten soll betont, Sexismus offen angegriffen und alternative Konstruktionen zum Zweigeslechtersystem angeboten werden.

Um mit Kindern und Jugendlichen dekonstruktiv zu arbeiten, empfiehlt es sich, Situationen, in denen Geschlecht explizit zum Thema wird, als Ausgangspunkt für Reflexionen und Diskussionen zu nehmen. Wichtig ist jedoch, dieses Thema nicht als unabhängiges Projekt laufen zu lassen, sondern dekonstruktive Sichtweisen grundsätzlich zu vertreten. Zum Beispiel die Frage, ob Jugendliche in die Mädchen- oder in die Jungengruppe wollen, schafft die Möglichkeit für Jugendliche sich selbst zuzuordnen und zeigt, dass Geschlecht nichts Gegebenes ist. Es schafft außerdem einen Ort für Transgender-Jugendliche (*vgl. Stuve 2004: S. 173f*).

Kinder könnten auf die Betonung der Gleichheit der Geschlechter hin physische Unterschiede ins Feld führen. Hier könnte und sollte auf die Oberflächlichkeit dieser Unterschiede hingewiesen und angeführt werden, dass soziale Unterschiede in keinem Verhältnis zu physischen stehen und wie sich Menschen auch in ihrer Physis unterscheiden (*vgl. Francis 1998: S. 178*).

Indem Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach ihren Partnerinnen oder Partnern

gefragt werden, wird die sexuell gelebte Orientierung offen gelassen und eine mögliche Vielfalt aufgezeigt. Nicht-Betroffene können ihr Wahrnehmungsfeld erweitern, Betroffenen wird eine Wahr- und Ernstgenommenheit entgegengebracht (vgl. Ebel 2004: S. 198f).

Im Folgenden stelle ich exemplarisch ein paar konkrete Methoden vor, wie mit Kindern und Jugendlichen dekonstruktiv gearbeitet werden könnte. Diese Methoden sind dem Alter und Niveau der Teilnehmerinnen und Teilnehmer anzupassen (z.B. die Methode an sich, aber auch ein gerechter Titel u.ä.), außerdem dem Rahmen, in dem mit diesen gearbeitet wird.

4.2.1 Diskussionen über Geschlechterstereotypen

Wichtiger Bestandteil dekonstruktiver Sozialpädagogik sind Diskussionen zu bestehenden Geschlechterrollenstereotypen. Als Basis für solche Diskussionen könnten alternative und traditionelle Kinderbücher und andere Medien, die Umgebung bzw. die Institution selbst oder die Berufstätigkeit Erwachsener sein (vgl. Francis 1998: S. 179).

Das Lesen nicht traditioneller Geschichten mit einer anschließenden Diskussion über die dort präsentierten (alternativen) Rollenbilder kann ermöglichen, dass Kinder die eigene Eingeschränktheit durch Geschlechterstereotype bzw. Rollenvorschreibungen wahrnehmen lernen und sich darüber beschweren. Hingegen können durch gemeinsames Lesen von traditionellen Geschichten und Märchen und anschließende Diskussionen über die dort vorgestellten Rollenbilder Alternativen aufgezeigt werden. Diese Diskussionen können auch auf andere Lebensbereiche ausgeweitet werden wie zum Beispiel auf Fernsehsendungen oder das Umfeld der Kinder, auch auf die eigene Institution. Hier kann herausgearbeitet werden, wie sich Geschlechterrollenstereotype in alltäglichen Interaktionen fort- und festschreiben, wenn diese unreflektiert und unbehandelt bleiben (vgl. Francis 1998: S. 179ff).

Lustige Aufgaben könnten zum Beispiel sein, neue geschlechtsneutrale Wortendungen zu erfinden oder traditionelle Geschichten entgegen der Rollenbilder neu zu gestalten.

4.2.2 Schimpfwörter-ABC

Für die Wirkweise von Sprache kann sensibilisiert werden durch das Sammeln von Schimpfwörtern, die im Anschluss in Partnerarbeit besprochen werden. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sollen herausfinden, wie diese Schimpfwörter im Geschlechterkontext benutzt werden und ob die Inhalte ihrem eigenen Verständnis entsprechen (vgl. *Stuve 2004: S. 175f*).

4.2.3 Gesprächsrunde über Sexismus

Sexismus schon im Kindesalter zu thematisieren hat den Vorteil, dass sich durch die Bewusstwerdung sexistische Inhalte schwerer assimilieren lassen. Die Häufigkeit und Färbung sexistischer Diskriminierungen können zum Beispiel dokumentiert und später präsentiert werden und so zum Nachdenken über ein solches Verhalten anregen und dieses in Frage stellen (vgl. *Francis 1998: S. 177*). Hierbei ist zu beachten, nicht selbst das Zweigeslechtersystem zu unterstützen, indem hier Männer als „Täter“ und Frauen als „Opfer“ gesehen werden. Sexismus tritt bei beiden Geschlechtern auf – gegen das andere sowie das eigene und erstreckt gegenüber jenen, die nicht klar in diese Kategorien einzuordnen sind.

4.2.4 Biographiekurve

Diese Methode soll für den eigenen Lebensweg sensibilisieren. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sollen überlegen, welche Situationen und Erfahrungen sie zu Frauen oder Männern gemacht haben. Zwischenräume, biographische Brüche und positive/negative Reaktionen bezüglich einer richtigen/ falschen Inszenierung sollen herausgearbeitet werden. So wird auch die eigene Konstruktion sichtbar, so dass sich die Sicht auf die eigene geschlechtliche Geschichte verändern und weiterentwickeln kann (vgl. *Stuve 2004: S. 174f*).

4.2.5 Rollenspiel

In einem Rollenspiel soll eine neue eigene vielfältige Identität unabhängig von Geschlechterrollen erfunden werden. Nach Fabach reagiert das Gegenüber oft mit Irritation auf die Nichtzuordenbarkeit oder die entdeckten falschen Kategorisierungen. Beide Seiten sollen sich ihre eigenen Gefühle dazu bewusst machen sowie die Reaktionen der jeweils anderen Seite wahrnehmen und auswerten (*vgl. Fabach 2004: S. 210f*).

4.2.6 Fragestunde

Haben Kinder und Jugendliche bereits zu dem Themenkomplex „Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht“ gearbeitet, können in einer Fragestunde anonym Fragen gestellt werden, die anderorts keinen Platz finden. Hier könnte es noch einmal Fragen zu Rollenbildern, Selbstverständnis oder Homophobie gehen (*vgl. Fabach 2004: S. 211*).

5. Schlusswort

Unsere Gesellschaft teilt die Menschen in Frauen und Männer ein. Das schafft Ordnung – aber zugleich auch Probleme. Was könnte erreicht werden, wenn nicht mehr *gegendert* würde? Es zeichnet sich als Utopie ab: Es gäbe in Geschäften keine Herren- und Damenabteilungen mehr, nur unterschiedlich ausgezeichnete Ware (tailliert/ nicht tailliert,...). Frauen denken nach, ob sie sich einen Bart oder eine Glatze zulegen sollten. Einige Männer tragen selbstverständlich auch Röcke, Dauerwelle und Wimperntusche.

Durch das Verzichten auf Kategorien wären viele Machtstrukturen entmündigt.

Es lohnt sich, einmal dieser Utopie hinterher zu träumen... Utopie? Das Lesen von so vielen Büchern zu diesem Thema, das Recherchieren im Internet und das Finden einer kleinen, aber lauten Kultur von Vertreterinnen und Vertretern scheinen es realistisch werden zu lassen. Sie scheinen zu bestätigen, dass man selbst nicht spinnt. Denn dieser Gedanke liegt nahe, *„[...]wenn fast alle anderen das nicht erleben. Denn zu glauben, wir paar Transen und GeschlechtskritikerInnen hätten es kapiert und die anderen wüssten es nicht, grenzt ja ein wenig an Selbstüberschätzung“* (polymorph 2002: S. 63f).

Diese Hausarbeit kratzt nur an der Oberfläche einer großen philosophischen Richtung, über die ich auch vor dem Schreiben, kaum etwas wusste. Was ich während meiner Recherchen las, bestätigte einige meiner Gedanken erstmalig, manches irritierte mich und manchmal verstand ich etwas nicht.

„Ich rede zwar von Frauen und Männern, aber ich glaube nicht daran“ (polymorph 2002: S. 54f), stand in einem Buch. Der Satz soll die Ambivalenz zwischen einem feministischen Selbstverständnis und der Auseinandersetzung mit Kritik an Zweigeschlechtlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Ich selbst spüre diese Ambivalenz in mir kaum, denn obwohl ich Dekonstruktion unbedingst sinnvoll und wertvoll finde – gerade in der Sozialarbeit – ist die Welt wohl längst nicht bereit für solche Theorien und Ansätze. Dekonstruktion sehe ich als Möglichkeit, Geschlechterrollen nicht zu unterstützen und ein Verständnis, also auch Toleranz, zu schaffen für alle, die ganz augenscheinlich „dazwischen“ liegen. Dekonstruktion wird allerdings wohl kaum in nächster Zeit ein politisches Thema werden. Und solange es dies nicht tut,

sehe ich mich gezwungen, von „Männern und Frauen“ zu sprechen – und feministisch zu sein!

Im Licht jener Theorien und Wissenschaften, die Geschlecht als ein gesellschaftliches und damit als soziales Phänomen herausarbeiten, verliert Geschlecht seine Bedeutung als biologische Grundlage für die Geschlechterdifferenz und seine Konstruiertheit wird sichtbar. Legt man nun den Fokus auf den Akt der Herstellung selbst, tritt die eigene Aktivität in den Vordergrund - eingebettet in gesellschaftliche Normen und Einschränkungen.

Inwieweit es möglich ist, diese eigene Aktivität im Berufsfeld der Sozialpädagogik einzubringen, hängt wohl von vielen Aspekten ab. Nicht zuletzt von der eigenen Authentizität und der persönlichen Fähigkeit, auf Kategorien zu verzichten bzw. Kategorien kritisch aufzugreifen und Kinder und Jugendliche dennoch nicht in ihrer Identitätsfindung zu irritieren, sondern ihnen, gerade im Gegenteil, mehr Raum zu geben, als es das momentane gesellschaftliche System tut.

Sollte ich es mit der Zeit nicht schaffen, wenigstens weitgehend auf Kategorien zu verzichten oder dieses doch zum Beispiel aus feministischen Gründen nicht für sinnvoll halten, so wird es mir hoffentlich dennoch nicht passieren, dass ich Gruppen in geschlechtshomogene Kleingruppen einteile (sofern ich dies in der Situation vermeiden kann) oder dem Handeln von Kindern und Jugendlichen eine bestimmte Weiblich- oder Männlichkeit unterstelle und dieses folgend verbalisiere.

Quellen

Butler, Judith 1991:
Das Unbehagen der Geschlechter
Frankfurt am Main

Butler, Judith 1995:
Körper von Gewicht
Berlin

Butler, Judith 2004:
Undoing Gender
New York

de Beauvoir, Simone 1986:
Das andere Geschlecht
Sitte und Sexus der Frau
Reinbeck

Ebel, Peter 2004:
Prozesse vielfältiger Lebensweisen
Relevanzen im Kontext Systemischer Beratung, Psychotherapie und
Supervision

In:

Hartmann, Jutta 2004:
Grenzverwischungen
Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs
Innsbruck

Fabach, Sabine 2004:
Über das Ende von Zweidimensionalität und Verlässlichkeit
Herausforderungen an psychosoziale Beratung und Therapie

In:

Hartmann, Jutta 2004:
Grenzverwischungen
Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs
Innsbruck

Flocker, Michael 2004: **Metrosexual. Das Handbuch für den neuen Mann.**
München

Francis, Becky 1998:
Power Plays
primary school children's constructions of gender, power and adult work
Stoke on Trent

Frank, Andreas 1997:
Engagierte Zärtlichkeit
Das schwul-lesbische Handbuch
Internet-Version
http://8ung.at/nase/zart/zart_index.htm (Stand: 9. März 2008)

Gildemeister, Regine 1992:

Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit

In:

Bührmann, Andrea/ Diezinger, Angelika/ Metz-Göckel, Sigrid 2000:

Arbeit, Sozialisation, Sexualität

Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung

Band 1

Opladen

Goffman, Erving 2001:

Interaktion und Geschlecht

Frankfurt am Main

Hagemann-White, Carol 1984:

Sozialisation: weiblich – männlich?

In:

Bührmann, Andrea/ Diezinger, Angelika/ Metz-Göckel, Sigrid 2000:

Arbeit, Sozialisation, Sexualität

Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung

Band 1

Opladen

Halberstam, Judith 2003:

Female Masculinity

London

Hartmann, Jutta 2004:

Grenzverwischungen

Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs

Innsbruck

Hertzer, Karin 1999:

Mann oder Frau. Wenn die Grenzen fließend werden

München

Johnson, Virginia E./ Masters, William H. 1990:

Liebe und Sexualität

Berlin

Kotthoff, Helga 2002:

Was heißt eigentlich "doing gender"? Zu Interaktion und Geschlecht

In:

van Leeuwen-Turnovcová, Jirina (Hrsg.) 2002:

Genderforschung in der Slawistik

Wien

Krüll, Marianne 1989:

Die Geburt ist nicht der Anfang

Die ersten Kapitel unseres Lebens, neu erzählt

Stuttgart, 4. Auflage

Landweer, Hilge/ Rumpf, Mechthild 1993:
Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht
In:
Feministische Studien
Heft 2 1993
Stuttgart

Laqueur, Thomas 1992:
Auf den Leib geschrieben:
Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud
Frankfurt am Main

Metz-Göckel, Sigrid 2000:
Dekonstruktion und Geschlechterdifferenz
In:
Bühmann, Andrea/ Diezinger, Angelika/ Metz-Göckel, Sigrid 2000:
Arbeit, Sozialisation, Sexualität
Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung
Band 1
Opladen

Mühlen Achs, Gitta 1993:
Wie Katz und Hund
Die Körpersprache der Geschlechter
München

Nipperdey, Thomas 1990:
Deutsche Geschichte 1866-1918
Erster Band: Arbeitswelt und Bürgergeist
München

Pasero, Ursula 1995:
Dethematisierung von Geschlecht
In:
Pasero, Ursula/ Braun, Friederike 1995:
Konstruktion von Geschlecht
Pfaffenweiler

Scheu, Ursula 1977:
Wir werden nicht als Frauen geboren, wir werden dazu gemacht
In:
Bühmann, Andrea/ Diezinger, Angelika/ Metz-Göckel, Sigrid 2000:
Arbeit, Sozialisation, Sexualität
Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung
Band 1
Opladen

Schröter, Susanne 2002:
FeMale
Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern
Frankfurt am Main

Schüler Duden 1996:

Psychologie

Mannheim/ Leipzig/ Wien/ Zürich, 2. Auflage

Stuve, Olaf 2004:

In welche Gruppe wollt ihr gehen: in die Mädchen- oder Jungengruppe?

Gender-Grenzverwischungen in der Jugendarbeit

In:

Hartmann, Jutta 2004:

Grenzverwischungen

Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs

Innsbruck

Thiemann, Anne/ Kugler, Thomas 2004:

Vielfalt bereichert. Diversity in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und

Jugendlicher

In:

Hartmann, Jutta 2004:

Grenzverwischungen

Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs

Innsbruck

Tuider, Elisabeth 2004:

Identitätskonstruktionen durchkreuzen

Queer - Hybridität - Differenz in der Sexualpädagogik

In:

Hartmann, Jutta 2004:

Grenzverwischungen

Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs

Innsbruck

Wartenpfehl, Birgit 2000:

Dekonstruktion von Geschlechterdifferenz

Transversale Differenzen

Opladen

Wilchins, Riki 2006:

Gender Theory

Eine Einführung

Berlin

DANNYS RAT, WIE MAN EIN ECHTER MANN WIRD

„Als Mann habe ich Zutritt zu einer Welt voller Privilegien. Ich kann ganz langsam sprechen, da jedes Wort eine tausendjährige Philosophie im Rücken hat. Mache ich eine Pause, um zu überlegen, stellen Sie sich bestimmt vor, daß ich über diese tausendjährige Philosophie nachdenke und daß ich etwas wirklich Wichtiges zu sagen habe. Eigentlich bräuchte ich gar nicht zu reden. Es genügt, wenn ich zerstreut Ihren Blick erwidere. Sie als Frau können mir durchaus eine Frage stellen, aber ich muß sie Ihnen nicht beantworten. Ich kann grunzen. Ich kann wegschauen. Ich muss überhaupt nichts sagen. Es genügt, wenn ich Sie einfach leicht amüsiert und von oben herab betrachte und darauf warte, daß Sie mir etwas erzählen, das mich vielleicht interessieren könnte. Betrete ich einen Raum, wird mir von vornherein Bedeutung zugestanden, ohne daß ich den Mund aufmachen oder etwas tun müsste. Mische ich mich in das Gespräch zweier Frauen ein, richtet sich die Aufmerksamkeit sofort auf mich. Sie, die Frauen, behandeln mich mit Respekt und lassen mich mein überlegenes Wissen spüren. Ist Ihnen schon mal aufgefallen, wie häufig Frauen lächeln? Als Mann lächle ich nur dann, wenn ich einen Grund zum Lächeln habe. Als Mann wird mir Glaubwürdigkeit zugestanden, man hört sich konzentriert meinen Standpunkt an. Man erwartet geradezu von mir, daß ich arrogant und bestimmend bin, da ich als Mann in einer Männerwelt IMMER RECHT HABE. Und selbst wenn nicht, würde ich es nie zugeben. Wissen Sie, als ich noch ein junger Kerl war, da dachte ich immer, ein imposantes Auftreten sei das Wichtigste. Sie wissen schon: Brust raus, Schultern zurück und der ganze Schwachsinn. Ich dachte, das würde mir Größe und Bedeutung verleihen. Jetzt ist mir klar, daß es völlig egal ist, was ich mache, die Leute behandeln mich immer mit demselben Respekt. Lassen Sie einfach alles hängen: Haben Sie einen Schmierbauch wie ich, lassen Sie ihn hängen. Haben Sie hängende Schultern, lassen Sie sie hängen. Die Leute werden Mitleid mit Ihnen empfinden und denken, daß Sie die Last der Welt auf Ihren Schultern tragen, daß Sie eine Art Atlas sind. Fühlen Sie sich wohl in Ihrer Haut als Mann. Was sollen Sie sich für Sorgen machen? Sie haben sie doch alle in der Hand.“

(aus: *Dannys Rat, wie man echter Mann wird* von Diane Torr In: Giles, Fiona (Hg.): *Mann für einen Tag – Frauen erzählen*, Goldmann München, 1997, Seite 251f)

(gefunden in: *Hertzer 1999: S. 45*)